

KNY-20-01058

Sonderdruck aus
„Zeitschrift für angewandte Psychologie“
Band 18 (1921)
Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig

Stallmann
Auszug aus der Inaugural-Dissertation: *Nov 1919*

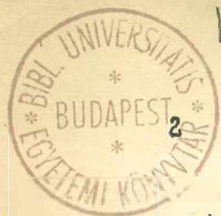
Die Keime der wirtschaftlichen Arbeit.

Von

Dr. HERMANN KRÖGER.

Auf niedriger Kulturstufe sehen wir eine eigenartige Spaltung in der wirtschaftlichen Tätigkeit der Menschen, eine Spaltung, die geradezu als Norm von Bedeutung gewesen ist für die Betätigungsart des einzelnen Menschen und für die Entwicklung der Arbeit, die auf höherer und höchster Kulturstufe langsam verschwindet und schliesslich nur noch schwer wahrnehmbar ist: es ist die Spaltung der Tätigkeit in eine Männer- und Frauenarbeit. Bei den Naturvölkern tritt sie so scharf hervor, dass tatsächlich manche Arbeitsarten nur von männlichen, andere nur von weiblichen Geschlechtsangehörigen der Stämme ausgeführt werden. Tierzucht wird auch im Anfang der Entstehung dieses Produktionszweiges, z. B. bei den Völkern totemistischer Kultur wie den Volksstämmen Ozeaniens, den meisten Stämmen Afrikas insbesondere den Negerstämmen, die durchweg Hirtenvölker sind (vgl. Ratzel, Völkerkunde 2 S. 93), nur vom Manne betrieben; der Ackerbau anfänglich nur von der Frau, wie man unter den Inselstämmen Ozeaniens, in Afrika usf. finden kann. Andere Tätigkeiten werden bald von Angehörigen dieses bald jenes Geschlechtes ausgeführt; es handelt sich dann hauptsächlich um stoffumformende Arbeit wie Weben, Flechten, Kleideranfertigung usf., doch höchst selten kommt es vor, dass diese Tätigkeit gleichzeitig Gegenstand der Beschäftigung beider Geschlechter ist. Diese Differenzierung ist aber doch nur eine äußerliche. Sie würde nicht einmal berechtigen, bei einer Betrachtung der Kulturentwicklung Männer- und Frauenarbeit auch nur für eine kurze Spanne zu sondern, wenn nicht ein grundsätzlicher Unterschied in den Arbeitsmotiven der Geschlechter bestünde, ein Unterschied, der ständig zu beobachten ist wenigstens in den Anfängen der Kultur und hervorsticht auch wenn, oder vielmehr besonders wenn das gleiche Arbeitsgebiet abwechselnd von den Geschlechtern gepflegt wird, insbesondere unter verschiedenen Stämmen in dem einen Fall das männliche im anderen Fall das weibliche Geschlecht dieselbe Arbeit ausführt.

287/1923



KNY-20-
01058

Liss. La.

Mitteilungen.

Die Tierzucht ist das Monopol des Mannes. Die Ursache der Entstehung dieser wirtschaftlichen Tätigkeit leuchtet hervor, wenn man von Naturvölkern, bei denen eine Tierzucht besteht, hört, daß es bei ihnen grundsätzlich keine Tierschlachtung gibt, es sei denn aus religiösem Anlaß. Wie und zu welchem Zwecke und hauptsächlich zu welchem einen bestimmten Zwecke nicht Tiere gezüchtet und gepflegt werden, zeigt RATZELS Schilderung über die Tierzucht afrikanischer Volksstämme (Völkerkunde 2 S. 93): „Hauptgegenstand ist das Rind. Daneben kommen Ziegen, Schweine, Schafe, Hunde und mageres Geflügel in Betracht. Einige von den Hirtenstämmen verachten jeden Ackerbau, aber auch denen, die nebenher Ackerbau treiben, erscheint er mehr als eine lästige Notwendigkeit: die Herden bilden den Mittel- und Schwerpunkt des ganzen geistigen und leiblichen Lebens. Bei einseitigen Hirtenvölkern macht das Vieh 99% aller Gespräche aus. So sagt BÜTTNER von den Herero: während die es nicht für nötig befunden haben, für die Farbe des blauen Himmels und des grünen Grases besondere Worte ihrer Sprache festzusetzen, kann jede Farbe ihrer geliebten Rinder, Schafe und Ziegen auf das allergenaueste bestimmt werden. Auf den Reichtum der Bezeichnungen für die Farben der Rinder bei den Dinka hat auch Schweinfurt (Im Herzen von Afrika Bd. 1 S. 153) aufmerksam gemacht. Wenn ein Stück verloren gegangen ist, wird es der suchende Hirt allen Begegnenden nach seiner Farbe, seiner Gangart, der Größe der Hörner so beschreiben, daß es jeder Sachverständige unter Tausenden herausfinden müßte. Auch wenn sie lustig und guter Dinge und zum Tanzen aufgelegt sind, so sind es zunächst wieder die Rinder, deren Weise tanzend nachgeahmt wird . . . Von den Dinka wird erzählt, daß ihre Liebe zu den Herden oft noch größer sei als zu ihrer Familie, so daß bei den Sklavenjagden die Baggara und Genossen nur die Herden wegzutreiben brauchten, um sicher zu sein, daß die Eigentümer ihnen folgen würden. Aus dieser Anhänglichkeit erklärt sich auch die Unlust der Hirtenvölker, ihre Herden durch Schlachten zu vermindern. Diese außerordentlichen Freunde von Fleisch und Fett so enthaltsam! Auch der Hirt, der bei einem fremden Europäer um Lohn dient, wird nie ohne ausdrücklichen Befehl die besten Tiere für den Tisch seines Herrn schlachten, sondern so lange warten, bis sie von selbst sterben oder doch dem Tode nahe sind. Man sieht daher in den Herden immer uralte Tiere, die aus Zahnlosigkeit in der Trockenzeit elend zugrunde gehen. Ein Weggehen aus der Herde ohne Zwang geht völlig über den Horizont eines schwarzen Viehzüchters hinaus.“ Gleiches hören wir noch in vielen Reisebeschreibungen. Von einem materiellen Nutzen kann also keine Rede sein. Eine dahingehende Behauptung wird auch wohl heute überhaupt nicht mehr aufrechtgehalten. Schwarz will Liebe zu den Tieren „Grundursache ist die Sympathie“ als Motiv verwerfen. Das ist die vorherrschende Ansicht, für die auch HANN „Alter der wirtschaftlichen Kultur“ S. 132ff z. T. eintritt, der aber auch auf die Bedeutung einer göttlichen Verehrung des Tieres (also Totemismus) hinweist.

Die Sympathie-Hypothese wird erledigt durch die Tatsache, daß gewisse Tiere, die am längsten die Sympathie des Menschen sich erhalten und am frühesten erlangt haben, z. B. der Hund, nie Herdentiere geworden

sind. Liebe zu den Tieren hat selbstverständlich mitgewirkt und wirkt noch mit bei der Viehzüchtung und Herdenhaltung, aber sie kann, wie das Beispiel zeigt, nicht als treibende Kraft bei der ursprünglichen Bildung erscheinen.

Die Ansicht WUNDRS (Elemente der Völkerpsychologie, S. 121) und z. T. ja auch HAHNS, daß das Totemtier in einem weiteren Sinne Vorläufer der späteren Hirten- und Ackerbautiere ist, ist ebenfalls nicht stichhaltig. Wohl findet Tierzucht erst in der totemistischen Kulturperiode statt; aber das Totemtier genießt als Begründer des Stammes und der gesellschaftlichen Organisation göttliche Verehrung. Es ist stets ein Geschöpf von eigenartiger Gestalt. Es wirkt durch irgendwelche besonderen äußeren Körper-eigenschaften, die sofort bei Erblicken des Tieres auffallen, z. B. schönes Gefieder, buntschillerndes oder farbenwechselndes Fell oder Fähigkeiten, die das Tier entwickelt, z. B. schneller und hoher Flug, große Geschwindigkeit, Geschicklichkeit im Bentefangen usf. Es gibt Adler-, Wolf-, Schildkröten-, Löwentotem, aber Ochsen-, Schaf und andere Haustiertotem gibt es nicht, und umgekehrt keine Löwen- und Schildkrötenherden usf. M. E. ist das Motiv in einer anderen Regung der menschlichen Psyche zu suchen, die wir auch schon bei den Primitiven finden. Es fehlt hier der Platz, um die zahlreichen Beispiele zu nennen, die ich in meiner größeren Darstellung: „Die Keime der wirtschaftlichen Arbeit“ gegeben habe. Es sei hier nur hingewiesen auf die Bedeutung, die zahlreiche Tierbestandteile (Knochen, Zähne, Haare, Hautteile u. a., vgl. z. B. MARTIN, Inlandstämme der Malayischen Halbinsel, S. 954) als Amulette haben, ferner an die mystische Wirkung, die dem Blut auch noch in der Sage (vgl. Odyssee II. Gesang) zahlreicher Kulturvölker beigelegt wird. „Blut ist ein ganz besonderer Saft“. Die Beispiele besagen, daß nach dem Glauben der Naturvölker das Tier alle möglichen Bestandteile in sich birgt, die magische Kräfte enthalten. Das Tier ist also hier eine Art Fetisch, kein Gott wie das Totemtier. Über diese Kräfte konnte aber das Tier nicht verfügen, sondern es war ja nur das Sammelbassin derselben, der willenlose Träger der Kraft. Es wurde deshalb dem Menschen ein sehr erwünschter Gefährte, da er auf diese Weise magische Kräfte in seiner Gewalt hatte und diese wahrscheinlich auch sofort auf ihn wirken sollten, z. B. ihn vielleicht schützen vor Krankheit und Zauber, oder sonstigen Einflufs auf ihn hatten, ohne daß die das vertrauliche Verhältnis bannende Achtung vor göttlicher Erscheinung bestand wie bei dem Totemtier. Die zaubrische Eigenschaft der Kräfte bewirkte aber zugleich eine Scheu vor der Tötung, wenigstens der in seinem Besitz befindlichen Tiere. Möglicherweise bestand die Furcht, daß die günstige Wirkung der Kräfte in diesem Fall verschwinden konnte oder daß die Kräfte an sich in ihrer Wirksamkeit überhaupt sich minderten oder verhängnisvoll gegen den Schlächter werden konnten. Nur ein bedeutendes Ereignis rechtfertigt die Vernichtung, z. B. Jünglingsweihe, Tod des Eigentümers usf. Die Mehrung dieser magischen Kräfte ist ein selbstverständliches Bedürfnis, und hier liegt das psychologische Motiv für die Bildung der Herde. Wahrscheinlich wenigstens oder sogar nur möglicherweise. Es mögen Motive mitgespielt haben, für die wir keine Empfindung mehr haben und die wir daher auch nicht mehr erraten können. . . .

Das gleiche Motiv — man kann es als das Motiv der übersinnlichen Vorstellungen bezeichnen, d. h. durch die letzteren werden die entsprechenden Handlungen vorzugsweise bewirkt; übersinnliche Vorstellung ist eine solche, die ein in der realen Welt unmögliches Gebilde der Phantasie zum Gegenstande hat und, soweit eine Handlung in Betracht kommt, entweder den Kausalzusammenhang zwischen Handlung und Erfolg betrifft, nämlich den natürlichen Zusammenhang ausschaltet: solche Vorstellung wird zaubrische genannt, oder allein den Erfolg: d. h. ein unmöglicher Erfolg soll im Wege des natürlichen Kausalzusammenhanges bewirkt werden, z. B. Speisen werden für den Geist eines Verstorbenen auf dessen Grab gelegt, oder beides (Erfolg und Kausalzusammenhang) — also das gleiche Motiv finden wir bei den meisten Arten der wirtschaftlichen Tätigkeit des Mannes auf niedriger Kulturstufe, mithin in den Keimen seiner wirtschaftlichen Arbeit (wirtschaftliche Arbeit ist jede Bewegung des Menschen, die durch ein Bedürfnis — und zwar eigenes sowohl wie fremdes — veranlaßt ist; auf die eingehende Darlegung dieser Definition kann hier nicht eingegangen werden), bei vieler stoffumformenden Tätigkeit wie Hausbau (nicht jedem), Kleidungsherstellung, Anfertigung von Werkzeugen und anderen Gerätschaften und beim Handel. Beim Hausbau ist größere Sorgfalt anzutreffen, sobald transzendente Vorstellungen im Spiel sind, z. B. bei Errichtung der Hütte des Zauberers, der Kultstätte, des Männerhauses usf. Bis zur Renaissance war ja auch in Europa das Gotthaus der erste und gewaltigste Ausdruck jedes neuen Stiles. Das Kleid dient ursprünglich mystischem Schutzzweck (WUNDT), aber außerdem zugleich der Befriedigung des Verlangens nach zaubrischer Macht — hier wirkt genau dasselbe Motiv wie bei der Tierzucht — z. B. sollen nach dem Glauben der Semang und Senoi (nach MARTIN S. 699) die einfachen Arm- und Beinbänder eine heilkräftige prophylaktische Wirkung haben und der Träger hofft dadurch seine Muskeln zu kräftigen. Der Zauberer behängt sich bei vielen Naturvölkern am meisten mit Kleidungsstücken aller Art (vgl. z. B. die Abbildung bei RATZEL, Bd. 2, S. 51. 53). Sogar der Handel des Mannes läßt das immaterielle Bedürfnis als wichtigste Ursache nicht vermissen, wie das Beispiel der Wedda zeigt, die im Außenhandel (d. i. der Handel mit anderen Stämmen und zwar in Form des sog. stummen Handels) nur Pfeilspitzen erwerben, also Teile von Gegenständen, die bei ihnen in religiöser Verehrung stehen, wie bei den Sarasin zu lesen ist (S. 499, 508). Handel setzt ja überhaupt voraus, daß der zu erwerbende Gegenstand für den Erwerber einen Affektionswert hat. Der Innenhandel, der dem Außenhandel notwendigerweise entwicklungsgeschichtlich vorangehen mußte, geht vom Zauberer aus, der Wunder- und Heilsachen usf. verkauft und mitunter „viel mit seiner Kunst verdienen kann“ (RATZEL).

Bezüglich der Männerarbeit muß daher gesagt werden: die wichtigsten Zweige der wirtschaftlichen Arbeit, soweit sie der Männerfaust entsprungen ist, insbesondere Tierzucht, zahlreiche Arten der stoffumformenden Tätigkeit und der Handel verdanken ihre Entstehung nicht dem Verlangen nach Nahrung, dem wichtigsten Existenzbedürfnis, sondern sind gänzlich unabhängig hiervon entsprossen, hauptsächlich mystischen Gefühlen, verworrenen metaphysischen Vorstellungen, gepaart mit dem heißen Ver-

langen, einen Mangel zu beseitigen, der zudem häufig nur in der Phantasie des Tätigen spukt: Immaterielle Bedürfnisse und zwar seelische transzendenter Natur sind es also, deren Befriedigung den ersten und wichtigsten Auftakt bildet für die Entwicklung wichtiger wirtschaftlicher Erscheinungen der Gegenwart unter den Kulturvölkern.

Im Gegensatz zur Männerarbeit ist in der Frauenarbeit das erwähnte Motiv wenigstens bei den wichtigsten wirtschaftlichen Betätigungen der Frau auf niedriger Kulturstufe nicht zu finden. Wohl steckt auch das Denken und Fühlen der Frau genau wie das des Mannes tief in dichtem Nebel transzendenter Vorstellungen, die bestimmend und zwar fördernd und lähmend auf sie wirken; auch sie lebt im ständigen Bannkreis von Dämonen, sie windet den Schutz- und Kraftgürtel um ihren Leib, behängt sich mit Amuletten und sonstigen Apparaten magischer Bedeutung, ja es gibt auch weibliche Zauberer und Priester. Aber schon bei derjenigen Tätigkeit, die in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung der Tierzucht des Mannes entspricht oder sie sogar noch übertrifft, dem Ackerbau, ist von mystischen Zwecken und Motiven nichts wahrzunehmen, und nur die Absicht, das Nahrungsbedürfnis zu befriedigen, scheint bestimmend gewirkt zu haben. Schon bei den Primitiven wird die Pflanzenkost hauptsächlich von der Frau beschafft; so lesen wir bei den Sarasin über die Weddas: „bei der Hauptmahlzeit werden dann Yams und ein paar bessere Früchte, welche die Frauen über Tage beschafft haben . . . nicht fehlen“. Ackerbau ist erst in der totemistischen Epoche anzutreffen. In Afrika treiben die meisten Negerstämme Ackerbau. Die Feldbestellung ist aber vorwiegend den Frauen überlassen. V. D. STEINEN berichtet aus Zentralbrasilien, daß der Anbau der Mandioka und seine Zubereitung in den Händen der Frauen liegt (Zentralbrasilien S. 214); nur Tabak wird vom Manne gepflanzt. Die Tatsache, daß die Frau hauptsächlich für die Pflanzenkost sorgt und unter Völkern niederer Kultur meistens den Ackerbau betreibt, läßt die von SCHURTZ, HAHN, V. D. STEINEN u. a. vertretene Ansicht richtig erscheinen, daß die Erfindung des Ackerbaues eine Leistung der Frau ist. Aber was führt sie hierzu? Ihre Tätigkeit auf diesem Gebiet ist ziemlich frei von mystischem Spuk und Gebräuchen. Nur sobald der Mann kommt, beginnt die religiöse Verdunkelung. Solange ist es harte nüchterne Arbeit, bei welcher eine transzendente Vorstellung nirgends zu finden ist. Deshalb scheint es m. E. ausgeschlossen, daß, wie z. B. SCHURTZ und HAHN bei dieser Arbeitsart annehmen, „mystische Iden herangezogen worden sind“ (vgl. Urgeschichte, S. 240 f.; Das Alter der menschlichen Kultur, S. 24, 52 ff. Beide wollen den ersten Anbau mit dem Totenkult in Verbindung bringen). Die Erscheinung des Tabu, die ein typisches Erzeugnis der malaio polynesischen Kultur ist, berührt zwar auch die Feldfrucht, indem deren Genuß zeitweise verboten wird. Aber ganz abgesehen davon, daß das Tabu nicht die Feldbestellung trifft, sondern das Erzeugnis, ist es vor allem wieder ein Produkt des männlichen Geistes: Häuptlinge und Priester verhängen und entfernen das Tabu. Hatte die Frau etwa eine stärkere Erkenntniskraft als der Mann und wurde sie infolgedessen im Gegensatz zum Mann von der Sorge für ihre künftige Ernährung erfaßt? Die stärkere Erkenntniskraft scheidet selbstverständlich aus. Eine

solche Behauptung würde nur wertlose Phrase sein. Wohl aber ist die intensivere Sorge m. E. erklärlich aus einem Instinkt heraus, den wir auch schon bei den Tieren wahrnehmen, nämlich dem mütterlichen Instinkt, der für den Schutz des Kindes wirkt. Die Schutzsorge der Mutter für das Kind erhellt aus Berichten MARTINS über die Semang und Senoi, wonach Mutter und Kind in den ersten Jahren des Kindes ein untrennbares Ganzes bilden und die Mutter dem Kinde die Speisen sorgfältigst zubereitet, ja sogar vorkaut (vgl. S. 903). Nicht um ihre eigene Ernährung, sondern um die ihres Kindes sicherzustellen, wird wahrscheinlich die Frau zum Anbau geschritten sein, sobald sie das Geheimnis des Pflanzenwuchses zu ahnen begann, sobald sie die Erfahrung erlangt hatte, daß aus dem Samen, der in oder auf die Erde sinkt, neue Gebilde sprossen und die vergrabene Wurzel von neuem zu treiben beginnt. Wie sie zu dieser Erfahrung gelangte, dafür lassen sich massenhafte Möglichkeiten denken. Vielleicht war es der etwas anrühliche Weg, den PASSARGE (Buschmänner, S. 129) vermutet, vielleicht sah sie die Entwicklung einer im Erdversteck aufbewahrten Wurzel, vielleicht wirkten mystische Experimente des Mannes oder Frau mit: in dem einen Fall wurde die Erfahrung auf diese Weise erlangt, in dem anderen auf jene. Wo der Mann auf niedriger Kulturstufe zum Anbau schreitet, sind es Stoffe, die als Zauber und Berausungsmittel vorwiegend zu zaubrischen Zwecken eine Rolle spielen (man denke an die Tabaknarkose des Zauberers in Zentralbrasilien) wie Tabak, Betel, Kolanüsse usw. Daß das Rauchen ursprünglich sakrale Bedeutung hat, dafür spricht nicht nur der Umstand, daß sich die Zauberer dieses Mittels bei manchen ihrer Handlungen bedienen, als besonders die Tatsache, die jeder an sich selbst beobachten kann, daß der Geschmack am Rauchen erst mit der Übung eintritt.

Die Frau stellt auch zweifellos die ersten Gerätschaften her für die Zubereitung der Pflanzenkost. Bei den Weddas hat man die Verwendung von Schildkrötenschalen als Schüsseln beobachtet usw. Die Keramik ist unter den Naturvölkern fast als Monopol der Frau zu bezeichnen. Unter den Völkern totemistischer Kultur fehlt nur bei den Australern die Töpferei völlig. Besonders interessant sind die Zustände in Afrika geschildert von SCHURTZ in seinem Buch: afrikanisches Gewerbe. Die Tongefäße, die aus mit Ton verdichteten Strohmulden — ihre Vorläufer sind Gefäße aus verschiedenen Pflanzenteilen z. B. Bambusrohr u. a. — entstanden sind, dienen ursprünglich hauptsächlich zum Kochen, Wasserholen, als Eßnapf, zum Aufheben von Pflanzen; SEMPER in „Stil“, Bd. 2, weist besonders auf diese ursprüngliche Zweckbestimmung der Keramik hin. Aus dem Zweck erklärt sich sofort die Schmucklosigkeit und Einfachheit der von der Frau hergestellten Gefäße. Das wird sofort anders, sobald der Mann sich dieser Kunst bemächtigt. Bei dem Mann fehlt wieder jeder Zusammenhang mit der Ernährungsfrage. Bei seiner Arbeit ist sofort wieder der starke Einfluß transzendenter Vorstellungen unverkennbar. Einmal ist hier der Totenkult von großer Bedeutung, vgl. besonders SEMPER, „Der Stil“, Bd. 2, S. 2. Als Beispiel unter Naturvölkern für die Beisetzung der Toten in Töpfen ist das der HUMBOLDTSCHEN Aturen bekannt. Für die Entwicklung der vom Mann betriebenen Töpferei ist weiter das Rauchen des Mannes

von Bedeutung, das, wie schon erwähnt, sakralen Ursprunges ist. Das vom Mann hergestellte Tongefäß wird kunstvoll verziert. In der Geschichte der Kunst spielt ja die Keramik eine nicht unbedeutende Rolle; allerdings wird hier der Ton nur von Männerhand geformt.

Auch bei dem Handel, soweit ihn die Frau unter den Naturvölkern betreibt, insbesondere dem Markthandel, der in Afrika vielfach anzutreffen ist (vgl. Schurtz, Afrikanisches Gewerbe), finden wir den Ernährungszweck als Motiv. Über die Ursache der Entstehung eines Frauenhandels läßt m. E. folgende Notiz von BÜTTNER (Reisen im Kongolande, S. 144) über die Form des Tauschhandels in Angola Schlüsse zu. „Bei dem Tauschverkehr im Lager bildeten sich auch jene Freundschaften, welche die westafrikanischen Weiber mit den Fremden bei längerer Anwesenheit derselben zu schließen pflegen; sie tragen für die Beköstigung derselben Sorge in der Hoffnung auf ein Geschenk beim Abschied und bei der Rückkehr.“ Ähnliches wird auch von anderen Stämmen berichtet. Man kann hieraus schließen, daß gelegentlich der Handelszüge der Männer die Frau bald mehr bald weniger intensiv, bald vielleicht freiwillig bald gezwungen, vielleicht auch nur hin und wieder, für die Ernährung der Männer des fremden Stammes Sorge trug und daß in dieser Tätigkeit vielleicht die ersten Anfänge des Frauenhandels zu suchen sind. Letzterer würde demnach eine mittelbare Folgeerscheinung des Männerfernhandels sein, und es wäre wiederum die Ernährung gewesen, die diese wirtschaftliche Arbeit der Frau ausgelöst hat.

Die wirtschaftliche Arbeit der Frau wird also in ihren Anfängen dadurch gekennzeichnet, daß die Befriedigung eines Existenzbedürfnisses, und zwar des Nahrungsbedürfnisses der Hauptzweck unmittelbar oder mittelbar ist. Hier ist der große Unterschied ersichtlich zwischen Männer- und Frauenarbeit, der in den Motiven ruht. Die Muttereigenschaft und die Fürsorge für das Kind bestimmen die Tätigkeit der Frau. Hieraus ist sowohl die Wahl der Nahrungsmittel als auch die Arbeit zu ihrer Beschaffung und endlich der Umstand erklärlich, daß die Bereitung der Nahrungsmittel durch die Frau meist mit größerer Sorgfalt erfolgt als seitens des Mannes, wenigstens bei den Naturvölkern. Die gleichen Erscheinungen haben wahrscheinlich auch hauptsächlich die soziale Stellung der Frau gestaltet, indem sie die Frau an das Kind fesselten und infolgedessen keinen Raum ließen für die günstige Entwicklung des Gemeinschafts-sinnes, der die Frau untereinander in gleicher Weise verbunden hätte, wie wir es in der Männerwelt beobachten können, und mittelbar durch diesen Verband der Frau die gleiche Macht und das Ansehen gegeben hätte, dessen sich der Mann erfreut. Die aus der Mutterliebe erklärliche intensive Sorge für den Alltag wirkte aber vielleicht auch insofern ungünstig auf die Frau ein, als hierdurch bei ihr der Höhenflug, den der männliche Geist nahm, verhindert wurde, der Höhenflug, der die Meisterwerke der Künste und Wissenschaften entstehen ließ. Möglich ist aber auch, daß die soziale Stellung der Frau nach dieser Richtung hemmend wirkte, ihre Muttereigenschaft also nur mittelbar.

